

Kannibalismus

Von Professor Dr. Paul Hambruch.

Vorbemerkung der Redaktion: Verfasser, der die Südsee aus eigener Anschauung kennt, hat das allein noch in der Kongregbibliothek in Washington existierende Handexemplar des Buches des irischen Matrosen James F. O'Connell bearbeitet und überfetzt. Dieser Matrose fuhr auf einem Strahlingschiff nach Australien. Auf einer Reise im Jahre 1826 wurde er auf die Insel Bonape verschlagen, bis ihn nach 7 Jahren ein vorüberfahrendes Schiff erlöste. Die deutsche Ausgabe erscheint unter dem Titel „Ein Jahre in Australien und auf der Insel Bonape“ im Verlage Scherl, Berlin. Mit Erlaubnis des Verlages bringen wir nachstehend ein Kapitel aus diesem hochinteressanten Buche.

Kannibalismus findet man mehr oder weniger bei allen Inselvölkern; in der Hauptsache aber im Norden. Cunningham, der Verfasser eines Buches über Neuseeland, erzählt von den Eingeborenen bei Otago, daß diese die Nordstämme als „white fellers which eat black fellers“ (weiße Kerle, die schwarze Kerle fressen) bezeichnen. Ich habe einzelne menschliche Gliedmaßen in den Säden gesehen, welche die Frauen mit sich herumtrugen; ich bin auch auf Grund von mündlichen Mitteilungen, die mir glaubhaft gemacht wurden, überzeugt, daß selbst fortgelassene Sträflinge, die unter Eingeborenen leben mußten, es gelernt haben, Menschenfleisch zu essen. Einfaß und Hunger sorgen dafür, daß dieser Brauch nicht aufhört; denn so gesund das Klima und so reich der Boden Australiens, bringt er noch weniger an Nährpflanzen und Früchten hervor als die kleinen Südseeinseln; der Landbau ist den Eingeborenen völlig unbekannt. Fleischnahrung liefert ihnen überwiegend das Opussum, das Kanguruh, der Wombat, die Kanguruhratte; einige ehbare Wurzeln und Gräser werden vereinzelt einmal angebaut. Frische Vermothen sie, bevor die Engländer ihnen geeignete Fanggeräte brachten, nicht in größeren Mengen zu fangen. Kanguruh erlegen sie mit Speer und Keule; um das Opussum zu fangen, klettern sie mit einer Gewandtheit auf die Bäume, die man bei ihrer sonstigen Trägheit nicht vermuten würde. Sie ersteigen die Stämme, indem sie mit dem Beil kleine Stufen in die Rinde schlagen, in denen die Felle Halt finden. Eine Schlange oder ein Wurm — das tut hier nichts zur Sache — wird von ihnen lebendig verschlungen.

Die Stämme haben keine festen Wohnplätze. Sie durchziehen ein bestimmtes Gebiet und verlegen das Lager, je nachdem der Hunger sie dazu zwingt. Diese Lebensart, dann das ausschweifende Leben der Männer und Frauen, der Kindermord — die Kinder werden je nach Laune der Eltern umgebracht oder am Leben gelassen — halten die Eingeborenenziffer niedrig. Der Leser wird begreifen, daß sogar das von den Engländern eingeführte Rindvieh, sobald es nur einen Schwarzen riecht, vor ihm flüchtet. Trotzdem halten fortgelassene Sträflinge es bei ihnen aus. Auf meinem Ueberlandmarsch von der Nordküste nach Port Macquarie begegnete ich einem Stamme, der zwei fortgelassene weibliche Sträflinge bei sich hatte, ein andermal einem Stamme mit einem Sträfling. So weit waren sie heruntergekommen, daß sie sich in keiner Weise mehr von den Eingeborenen unterscheiden; sie trugen fast keine Bekleidung und hatten sich völlig deren trager und schmutziger Lebensweise angepaßt. Sie waren sämtlich von Sträflingentum und gestanden, daß sie das Leben im Busch doch der Zucht in der Sträflingkolonie vorzögen. Niemals habe ich in meinem Leben wieder gesehen, wie tief ein zivilisierter Mensch zu sinken vermag.

Die Stämme, die in der Nähe englischer Niederlassungen wohnen, sind für ihren Unterhalt nahezu allein auf den englischen Nachbarn angewiesen; sie entwickeln sich hier zu listigen Betrügnern, gemeinen Dieben und unverschämten, hartnäckigen Bettlern. Sie scheinen es erfaßt zu haben, was „schwarzer Kerl“ heißt, dafür bezeichnen sie die Engländer als „weiße Kerle“. Mit diesen Unterscheidungen scheinen sie an sich auch recht zufrieden zu sein; „weiß“ ist eben für sie der Inbegriff alles Lieben und Schönen. Der Verkehr der Schwarzen mit den Sträflingkolonien bringt es mit sich, daß sie sich die Laster der Sträflinge aneignen. Die Ansiedler beschäftigen sie gegen einen geringen Lohn bei den Erntearbeiten; es hat sich gezeigt, daß sie ganz gut arbeiten, wenn man ihnen Schnaps und Essen bis zum Abend vorenthält oder ihnen nur so geringe Mengen verabfolgt, um sie gerade bei Kräften zu halten und ihren Appetit anzureizen. Es sind schmutzige, widerwärtige Kerle. Generationen müssen kommen und gehen, bevor sie auch nur einigermaßen Anteil an der Zivilisation haben können. Missionsbestrebungen haben keine Erfolge bei den Binnenlandstämmen gezeitigt, können nur unter großer Gefahr betrieben werden und schaffen doch nichts Gutes. Einfluß vermag vielleicht in Zukunft nur durch die Samatiterschulen ausgeübt werden, und zwar durch die jungen Schwarzen, die hier erzogen werden. Jedoch sind die Fälle gar nicht selten, in denen ein in der Schule erzogener Schwarzer nach seiner Entlassung sofort zu den Gewohnheiten seiner Eltern zurückkehrt. Der Versuch, schwarze und weiße Kinder gemeinsam in den Schulen zu unterrichten, um durch die Zerstörung eines ihrer „Nationalerbnisse“ — sich im Schmutz zu wälzen — die Schwarzen zu bessern, ist gemacht worden. Welche Erfolge dabei herausgekommen sind, weiß ich nicht. Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß die Einführung der Zivilisation bei den Schwarzen wie bei anderen Völkern gleichbedeutend mit ihrer Ausrottung ist.

Australien ist unser Antipodenland. Wenn wir Winter haben, ist dort Sommer, und ist bei uns Sommer, ist dort Winterzeit. Die Luft ist nicht rau, die Vegetation gedeiht; die englischen Ansiedler haben jedes Jahr zwei Korn- und Kartoffelernten. Der Boden ist schwer und lehmig; durch Pflügen und Düngen kann er vorzüglich verbessert werden, denn an Düngelack fehlt es nicht. Auch Salz kann verwendet werden. Die Winter zeichnen sich durch intensive Taufälle aus; es regnet ungefähr ebensoviel wie bei uns. Allerdings ist die Luft nicht so feucht. Die trockenere Luft läßt deshalb die Hitze leichter ertragen. Selbst Temperaturen von vierzig Grad Celsius spürt man nicht stärker als zwanzig Grad Celsius bei uns. Ein Glas beschlägt nicht so leicht wie in unserem Klima. Was angebaut wird, gedeiht fast ohne Ausnahme vortrefflich. Tropische Früchte und Gemüse aus gemäßigten Klimaten wachsen in denselben Gärten. Die individuelle Behandlung jeder Pflanze, ihre sorgfältige Zucht lassen diese guten Ergebnisse erzielen. Kürbisse werden in großen Mengen erzeugt; sie sind ein Hauptnahrungsmittel in den landwirtschaftlichen Betrieben und werden auch sehr gern von den Schwarzen gegessen. Die Viehzucht wirft hohe Erträge ab. Als Zugtiere werden außer Ochsen und Pferden noch Büffel verwendet. Der landwirtschaftliche freie Arbeiter wird mit zwölf bis zwanzig Pfund Sterling im Jahre bezahlt. Die Wollse bildet ein Haupterzeugnis der Kolonie, die der Ansiedler gegen Erstattung der Unkosten in Naturalien in den Regierungsbetrieben verarbeiten lassen kann.

Ägyptens Sonne

Von Dr. Ludwig Frank-Kairo.

Aus der Nacht der Wüste empor steigend, eine Riesensonne unvergänglicher Leuchtkraft und Wärme, überschwebt sie von unsichtbaren Mächten gezogen die Stromsäule, um in gleicher Schönheit nach der jenseitigen Abendwüste wieder hinab zu tauchen. Wie verdrängt eine Wolke ihren Blick, so verdrängt die Sonne die Welt, selbst Bortwelt, Sage und Mythos mit einbegreifend, waltet sie hier immer mit der gleichen Kraft, bestimmte sie die Unveränderlichkeit des ägyptischen Klimas bis auf den heutigen Tag.

Und diese Sonne mit ihren Segnungen, mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt, sie hat im Bunde mit dem Strom auch den Charakter des Landes wie seiner Menschen gebildet, ihre Aderkultur wie ihren Kultus geschaffen.

Könnte ein ewig blauer Himmel, ausgespannt über einer Dase steter Fruchtbarkeit, jemals Menschen von Besinnung und Wesensart hervorbringen wie der tropische Urwald oder wie Germaniens Waldland mit einem Boden, dem erst durch jahrelanges Roden die Ernte ertrugenen werden mußte? Könnte Ägyptens Götterwelt mit solchen Geistes- und Spukgestalten erfüllt sein, wie sie die germanische Mythologie aus Wald-, Sturm- und Gewitternatur erzeugt hatte? Amon Re, Atum, Helios, die Sonne war der höchste Gott in diesem Sonnenland, und so viele Neben- und Lokalgötter auch da und dort angebetet wurden, die Hauptgötter gipfelten in der Verehrung des Sonnenhimmels.

Und die Kinder dieses Sonnenlandes, die Menschen des gesegneten Tropenklimas, sie haben teil an ihrem Licht wie ihrer unerbittlichen Gewalt. Unter ihr lebend, in einer wüstenbegrenzten Dase schaffend, sind sie von Natur heiter und gutmütig, beharlich und gelassen in Art und Wesen, in ihrem Glauben schicksalergaben.

Wie leicht flieht dem ägyptischen Menschen das Leben dahin im Vergleich zu dem des Nordländers. Unberührt von Winter oder Regendauer kennt er das Bangen um die Zukunft nicht, nicht die besonderen Ansvände für Wohnungsbau und Kleidung. Aus Rillschlamm errichtete Lehmhütten mit Durrastroh überdeckt bilden noch heute die Behausung des ägyptischen Bauern. Ein Hemd, eine kurze Hose und kleine Filzschuhe seine Kleidung. Den Tag über im Freien bedarf er der Wohnung nur als Schlafraum, Kaffstätte und Küche.

Selbst die Feldarbeit wird ihm von der Sonne erleichtert; ihre Glut zerreißt den Schlamm Boden, um die neuen Wasser zur Düngung einzulassen, und auf dem so geschaffenen Saatlager zieht der Felleche wie zur Pharaonenzeit mit leichtem Holzpflug die Furche, wirft eigenhändig den Samen aus, beriecht die Saaten mit Schöpfwerken, die vom Büffel bewegt werden, drischt Bohnen, Hülsen und Weizen, indem er mit dem Sählenschlitten stundenlang darüberfährt. Dann folgt das Mahl im Schatten der Palme oder der Hauswand, Brot, Wobeln, Zwiebeln, Gurken, Wasser und Milch, nur Festtags einmal Fleisch. Der Fellechen ist sein Ernte-Transport- und Reisewagen, oder auch das Tier selbst, viel seltener das Kameel. Mit spielerischer Leichtigkeit scheint das alles vonstatten zu gehn, sicher mit einer jaumelig-köstlichen Beschaulichkeit. Fellechen mit krummen Rücken oder schwierigen Händen wird man in ganz Ägypten vergeblich suchen.

Selbst in dem europäisch durchsehten Kairo sind nervös

haltende Menschen eine Seltenheit, und dem neu Zugevandernden kommt es wie ein wohlthätiges Wunder vor, hier allenthalben Menschen zu begegnen, denen die Ziffernblattmaße nur wenig bedeuten, die sich getrost die Zukunft in die Gegenwart und diese wieder in die Vergangenheit verwandeln lassen.

Die große Himmelskugel, die das Klima geschaffen, dies befördert, das zwischen dem europäischen und tropischen, zwischen Kühle und Glut die Mitte hält, sie hat dem Leben des Ägypters auch die Mäßigkeit geboten, sich ihm mit der Unwandelbarkeit des Stromes in das Gleichmaß seiner Arbeit, in die Beharlichkeit seiner Denkart überfetzt. Was einst in den Tempeln von Heliopolis, Theben, Esnu und Dendara als Himmelsgottheiten verehrt wurde, was ihre Darstellungen in Kurbildern, die den Sonnendiskus zwischen den Hörnern tragen und in so vielen anderen Symbolen unendliche Male ausdrücken, es ist heute noch Bekenntnis des ägyptischen Volkes, ist auch ohne formgeprägten Kultus seine unbewußte Religion. Und die Anhänger Mohammeds, wenn sie ihr erstes Gebet gegen den aufgehenden Tag im Osten verrichten, beugen sie sich nicht vor der schöpferisch-almächtigen Kraft des Sonnenlichts?

Wilsdruffer Tageblatt
Das Blatt Der
einmal
Wilsdruffer Tageblatt
Gegründet 1841

Betrogene Hühner

Von Dipl. Landwirt Karl Bollmüller.

Endlich sind sie ihrer Eitelkeit zum Opfer gefallen, diese Hühner, ihrem Bedürfnis, in voller Öffentlichkeit zu wirken, ihrem Hunger nach Anerkennung. Was tut ein Huhn, wenn es ein Ei gelegt hat? Es schreit noch lauter als der Dichter Szepuslawski, wenn ihm einmal ein Reim gelungen scheint. Aber nicht genug mit dieser Fanfare nach vollbrachter Tat. Die Tätigkeit selbst will ein Huhn in das rechte Licht gesetzt sehen. Kein Huhn legt im Dunkel der Nacht ein Ei. Dieses Weltungsbedürfnis der Hühner kostet uns jeden Winter eine Stange Gold. Sobald die Tage kürzer werden, schränkt so ein Huhn seine Produktion ein. Es kommen weniger Eier auf den Markt, und wer Kaffee nicht liebt, muß für ein Ei doppelt so viel zahlen wie im Sommer.

Kindige Köpfe sind aber jetzt dem törichtesten Huhn auf seine Schliche gekommen, und es wird hoffentlich bald ein Ende haben mit der willkürlichen Eierproduktion. Jedes Huhn hat sich aus Gründen der Wirtschaftskrisen den Gesetzen von Angebot und Nachfrage, der Aufnahmefähigkeit des Marktes, der Rationalisierung des Betriebes — und wie die anderen einschlägigen Formulierungen der Volkswirtschaft alle heißen — zu fügen: basta!

Also Hebung der Eierproduktion, das heißt in der Hauptsache gleichmäßige Verteilung der Produktion auf alle Monate, ist die Lösung. Das Mittel ist die Elektrizität, heute das Mädchen für alles. — Eingehende Versuche, die man auf ausgedehnten amerikanischen Bestügelarmen angestellt hat, zeigten, daß man im Winter fast dieselbe Zahl Eier von den Hühnern erhalten kann, wenn man sie nur zu betrogen versteht. Gut zureden nützt allerdings nichts, es muß schon überzeugender klar gemacht werden, daß eigentlich gar kein Winter ist und das verheerende Huhn die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hat, eine sommerliche Eierzahl zu Raub und Frommen seines Besitzers abzuliefern.

Nur: man beleuchte seinen Stall, verlängere den kurzen Tag künstlich so, daß er einem Sommertag an Licht gleichkommt, und schon fällt das Huhn darauf herein. Das klingt fast wie ein Scherz, aber es ist die nüchterne Wahrheit, gründlich erprobt. Einer der größten Elektroingenieure der Welt, die Siemens-Schuckertwerke, bauen bereits seit einiger Zeit solche Anlagen. Automatisch schaltet sich das Licht bei beginnender Dämmerung ein, und die Ställe bleiben während einiger Stunden hell erleuchtet. Doch so leicht ist selbst ein törichtes Huhn nicht zu stellen. Licht allein kann ihm nicht die Illusion des langen Tages geben. Es will für sein Ei auch etwas haben und verlangt, daß man ihm Dämmerung voraubert. Würde man das Licht, nachdem es seine Wirkung getan hat, einfach ausschalten, so würde das Huhn, von der plötzlichen Dunkelheit am Boden überrascht, nicht mehr die Stange zum Schlafen aufsuchen. Aber auch diesen Hühneransprüchen ist man gewachsen. Allmählich, und zwar vollkommen selbstständig, wird es dunkler, brennen die Lampen träber: künstliche Dämmerung, und zögernd, wie die untergehende Sonne, löst das Licht aus.

Die Illusion ist vollkommen, am Erfolg gemessen; denn die Besitzer dieser künstlichen Stallbeleuchtung finden das greifbare Ergebnis in den Nestern vor. Jedenfalls hat diese Verringerung in gesundheitlicher und volkswirtschaftlicher Hinsicht besondere Bedeutung.

Spiel und Sport

22 mitteldeutsche Fußballspieler sind bereits ermittelt. Es fehlen nur noch die Gane Nordwestfalen (Groß-Weipzig), Mitteldeutsche (Magdeburg), Altmark, Osthäuser und Saale/Elster. Im allgemeinen findet man die früheren Namen wieder, von bekannten Vereinen sehr hauptsächlich der Chemnitzer S. C.

Die deutschen Amateurböyer in Amerika starteten zum letztenmal in U. S. A. Nur der Münchener Angler konnte seinen Gegner besiegen, dagegen wurden der Elberfelder Flieger und der Münchener Reitmänn ausgepunktet.

Die meisten organisierten Radfahrer hat Frankreich, dessen Verband rund 200 000 Mitglieder umfaßt. In großem Abstand folgen Deutschland, welches im V. D. R. und in der V. D. R. V. weit über 100 000 Mitglieder vereint, dann die Schweiz mit über 50 000, Italien mit rund 37 000, England mit knapp 30 000 Mitgliedern. Frankreich hat auch die meisten Radrennbahnen, nämlich 140 gegenüber Italien mit 103 und Deutschland mit 69.

Rundfunk-Programm

Rundfunk Leipzig (Welle 259), Dresden (Welle 319).

Donnerstag, 20. Febr. Sa. 13.15: Neue Tonfilmreihe (Schallplatten). 14.30: Geschichten und Liebesreden für die Jugend. 15.15: Dr. Ewaldsberg: Einführung in „Kalevala“ von A. B. von A. B. zur Aufführung im Stadttheater Ernst. 16: Dr. Gurlitt: Zur Kulturgeschichte Mitteldeutschlands. 16.30: Berlin-Konzert. 18.05: Steuereink. 18.40: Spanisch. 19.05: Dr. A. B.: Die Jugend in der Gewerkschaftsbewegung. 19.35: Jun. D. B.: Walle. Duo. aus „Die Jägerin“. — Vesco: Reiseskizzen aus Alt-China. — Dabblies: Serenade für Streichorchester. — Solo: rigo-Banlor. Kleine Konzerte. — Auber: Duo. in „Frenlee“. 20.30: „Erlaube-Bermittlung“. Den Gefallenen um Gedächtnis Hörbild von E. Johannsen. 21.30: Schallplatten. 22.15: Rundfunkzeit. Wetter.

Berlin W. Welle 418. — Berlin O., Magdeburg, Stettin Welle 283.

9.00: Richard Orfischhausen: Berliner Redensarten. * 15.20: Anna Kapplein: Maskenfeste. * 15.40: Ludwig Spiker: Jugend ohne Heimat. * 16.05: August Kuh: Zum Gedächtnis Karl Sonnenscheins. (Gest. 20. Febr. 1929). * 16.30: Orchesterkonzert. Berliner Rundfunkorchester. 18.00: Das Gesicht der Zeitschrift. Der Querschnitt. Sprecher: Alfred Flechtheim, S. v. Weddertop. * 18.20: Dr. Max Fischer (Zena) spricht zur Jugend. * 18.50: Prof. Dr. Ernst Jäch: Kann Europa amerikanisiert werden? * 19.15: Das Interview der Woche. * 19.30: Chorgesänge. Anlässlich des zehnjähr. Bestehens des Gemischten Chores Gr. Berlin (D. A. S. B.). * 20.00: Dr. med. V. Lazarus: Bovenon man spricht. Galspach — eine mod. Tragikomödie. * 20.30: „Kollege Crampton.“ Komödie in fünf Akten von Gerh. Hauptmann.

Deutsche Welle 1635.
9.00—9.25: Berliner Redensarten. * 9.30—9.55: Wie arbeitet der Reichstag? * 10.35—10.45: Mitteilungen des Verbandes der preussischen Landgemeinden. * 14.30—15.00: Pöfsterlicher Eierkampf in Nordafrika. * 15.00—15.30: Die holländische Erziehung des Schulkindes durch die Schule und das Elternhaus. * 15.45—16.00: Frau und Persönlichkeit. * 16.00—16.30: Vergangenheit in der Gegenwart. Das Problem geschichtlicher Bildung. * 16.30—17.30: Nachmittagskonzert Berlin. * 17.30—17.55: Dichterstunde. Franz Herwig zum 50. Geburtstag. * 17.55—18.20: Weltpolitische Stunde. * 18.20—18.40: Fragen der Kapitalanlage. * 18.40—19.05: Spanisch für Fortgeschrittene. * 19.05—19.30: Welt und Mensch: Der neuentdeckte Himmel. * 19.30—19.50: Die W. Schaffung einwandfreien Saatgutes für den deutschen Wald. * 20.00: Bovenon man spricht. * 20.30: Unterhaltungsmusik. Kapelle Gogo Komor. * 21.00: Konzert. Lizzo Amar (Violine) und Philipp Jarnach (Fagel).